



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 27/ Oktober 2021 -

[Diese Email im Browser anschauen](#)

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an Heide Busse: „Mentoringprogramme operieren in komplexen Kontexten“

Was macht Mentoring für eine Gesundheitspsychologin spannend? Unter welchen Umständen werden eigentlich Mentoringprogramme umgesetzt? Wozu braucht es, wissenschaftlich gesehen, eine Typologie dieser Programme? Dr. Heide Busse, derzeit an einem Leibniz-Institut für Präventionsforschung beschäftigt, hat uns ihre Antworten zukommen lassen.

2. Was war: Das Los von Mentor/innen in der ersten Lockdown-Phase – und die Lehren von COVID 19 für Mentoringprogramme

Der erste Lockdown - eine Ewigkeit her. Eine Studie aus den USA beleuchtet nochmal, was die Kontaktbeschränkungen mit den Mentor/innen machten, wie diese damit umgingen - und was sich daraus für die Zukunft lernen lässt.

3. Was kommt: Eine systemische Lücke mit „Professionellen Patenschaften“ füllen: Eine „Vision“ für die deutsche Jugendhilfe

"Professionelle Patenschaft" klingt widersprüchlich? Nicht für den Autor eines Fachartikels, der mit großer Resonanz dafür wirbt, die Jugendhilfe mit solch einer Einrichtung anzureichern - um auch den am stärksten problembeladenen Jugendlichen eine dauerhafte Beziehung zu einem fürsorglichen Erwachsenen zu ermöglichen.

4. Aufgelesen I: „Patenschaften haben breite gesellschaftliche Wirkung“

Der Sozialisationsforscher Prof. Dr. Klaus Hurrelmann hat sich wieder zu

Mentoring und Patenschaften geäußert - positiv und mit Corona-Folgeproblemen im Blick.

5. Aufgelesen II: „Bereits erfolgreiche Buddy- und Tandemprogramme ausbauen“ – aber Begleitung vor allem für Erststudierende

Bildungsungleichheiten nehmen ab, aber nur ein bisschen, weshalb ein Diskussionspapier auf weitere Maßnahmen drängt. Im Fokus stehen Erststudierende, Mentoring ist ein Mittel der Wahl.

Vorschau

Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

er hat es wieder getan.

Nach unserem Interview und dem Vortrag beim BBE-Pat/innenkongress 2019 hat Prof. Dr. Klaus Hurrelmann erneut die Stimme erhoben für Patenschaften und Mentoring. Kürzlich eingeladen beim digitalen Fachtag der Aktion Zusammen wachsen, fielen die Worte des renommierten Sozialisationsforschers noch etwas deutlicher aus – angesichts der Lage der ohnehin benachteiligten Kinder und Jugendlichen, die sich durch die Pandemie weiter verschärft hat.

Gut so, wenn dieser Segen, den wir in dieser Ausgabe zitieren, Sie bestätigt und ermutigt. Aber man bedenke auch: Mit solchem Lob sind auch Aufträge verbunden. Keine Kleinigkeit, denn je größer die Problemlagen der Mentees, desto anspruchsvoller alle Prozesse des guten Mentorings.

Und es stellen sich schwierige praktische Fragen. Richtig, der „Bedarf nach persönlicher, zugewandter Unterstützung“ kann, wie Klaus Hurrelmann sagt, „durch die oft engen und begrenzten Arbeitsbedingungen des professionellen Personals (...) nicht ausreichend erfüllt werden“. Nimmt man das so an, bleibt zu klären: Welche Seite übernimmt welche Art der Unterstützung? Wie stimmt man sich darüber ab? Braucht es klarere Modelle, wie Pat/innen und Profis systematisch an einem Strang ziehen – oder ist das gar nicht anzustreben?

Solche Aspekte zeigen schnell die Komplexität nicht nur der Tandem-Beziehungen selbst, sondern auch von deren Management. Unsere

Interviewpartnerin dieser Ausgabe ist eine der wenigen, die diese komplexen Einflüsse auf Programme mal genauer erfasst haben. Dazu haben wir die Gesundheitspsychologin zu der Idee befragt, Apps als ein Medium des Mentoring einzuführen. Ihre Antwort: Nicht völlig abwegig, aber abhängig vom Bedarf und der Einstellung des Mentees.

Patenschaft als langfristige, weitgehend unbedingte Beziehung ist als Modell auch in der Erziehungshilfe angekommen – zumindest mal in Gestalt einer Vision. Lesen Sie unten, wie eine besondere Art „professioneller Patenschaft“ helfen soll, eine eklatante Lücke in den Angeboten der (stationären) Jugendhilfe zu schließen.

Wie sehr sich alle Mentoring-Tandems und Patenschaftsgespanne um- und neu einstellen mussten, als Corona erstmals zuschlug, scheint schon eine Ewigkeit her zu sein. Eine Studie bringt diese Phase, und wie sie bewältigt wurde, nochmal ein wenig näher; ein Stück Mentoring-Geschichte – und auch - Zukunft?

Ein aktuelles Diskussionspapier des Stifterverbands zeigt eindrücklich die Bildungsungleichheiten auf. Um den „Bildungstrichter“ zu verbreitern, empfiehlt es auch Mentoringprogramme, zunächst mal bei den Älteren.

Einen so wenig wie möglich coronalastigen Herbst wünscht Ihnen

Ihr Telemachos



1. Fünf Fragen an Heide Busse:

„Mentoringprogramme operieren in komplexen Kontexten“

Wie lässt sich das Wohlbefinden und die Gesundheit junger Menschen fördern? Diese Frage steht über der Forschung der Gesundheitspsychologin Dr. Heide Busse. Maßnahmen zur Handhygiene, zu sexuellem Verhalten und Genussmittelkonsum hat sie ebenso erforscht wie Mentoring, passend zu ihrem Interesse an „komplexen Interventionen zur Gesundheitsförderung und Krankheitsprävention“ und dem „Abbau von gesundheitlichen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten“. Ihr eigener Weg veranschaulicht nicht zuletzt, wie international Forschung ist: Als Deutsche machte sie den Bachelor in den Niederlanden, bevor sie Master und Promotion im Vereinigten Königreich abschloss. Nach vielen Jahren an der Uni Bristol arbeitet sie jetzt als „Public Health Researcher“ am Leibniz Institute for Prevention Research and Epidemiology in Bremen.

Telemachos: Aus Sicht der Gesundheitspsychologin, die an einem Institut für Präventionswissenschaft arbeitet – was ist für Sie spannend an Mentoring für junge Menschen?

Heide Busse: „Beziehungen zu anderen Menschen in unserem Leben – ob Familie, Freunde, Partnerschaft, Arbeitskolleg/innen oder auch einem Mentor, einer Mentorin – sind in vielerlei Hinsicht etwas Besonderes. Unsere soziales Umfeld, unsere sozialen Kontakte und Ressourcen spielen auch beim Thema Gesundheit eine große Rolle – und das in jedem Alter.

Für junge Menschen ist die Phase des Erwachsenwerdens eine sehr spannende Phase im Leben. Üblicherweise nehmen darin Freunde und andere Bekannte, im Vergleich zu den eigenen Eltern oder Erziehungsberechtigten, eine immer wichtigere Rolle ein. Diese besonderen zwischenmenschlichen Beziehungen und ihre Auswirkungen auf unsere Gesundheit und unser Wohlbefinden faszinieren mich, und daher habe ich damals die Entscheidung getroffen, mich in meiner Doktorarbeit intensiver mit Mentorenprogrammen für Jugendliche und den damit verbundenen Chancen – aber auch Herausforderungen – zu beschäftigen. In meiner Arbeit habe ich insbesondere mögliche Gesundheits- und Bildungserfolge von Mentorenprogrammen mit Jugendlichen untersucht. Ebenso habe ich mich den Rahmenbedingungen von Mentorenprogrammen gewidmet, also dem Kontext, in welchem insbesondere organisierte, 'formelle' Mentorenschaften entstehen und unterstützt werden.

Das 'Matching' zwischen Mentor und Mentee, der Aufbau einer Vertrauensbeziehung, die genauen Umstände, in denen das Mentoring 'klappt' oder auch nicht, und für wen, das sind weiterhin Themenbereiche, die mich in

meiner Arbeit als Gesundheitswissenschaftlerin interessieren. Zudem fände ich es spannend, wenn wir in Zukunft auch die Gesundheit und das Wohlbefinden von Mentor/innen und auch Möglichkeiten außerhalb des 1:1- Mentorings (beispielsweise mit Einbezug von Freunden) noch intensiver in den Blick nehmen und untersuchen.“



Telemachos: Sie waren an einer Studie zum „Natural Mentoring“ beteiligt. Was sollten Fachkräfte, die Mentoring projektspezifisch in formalisierter Weise umsetzen, darüber wissen – und sollten sie etwas im Hinblick darauf tun oder beachten?

Heide Busse: „Natural (übersetzt: 'natürliches') Mentoring unterscheidet sich vom 'formalen, organisierten' Mentoring darin, dass es um natürlich auftretende Beziehungen zu nicht-elterlichen Erwachsenen geht. Beispielsweise also zu außenstehenden Familienmitgliedern, z. B. Tante, Onkel, Großeltern, oder auch Bekannten, z. B. einem Vertrauenslehrer in der Schule oder einer Übungsleiterin im Sportbereich. Personen, die sich also bereits im Umfeld des Mentees befinden und zu denen der Mentee bereits eine gewisse Art der Vertrauensbeziehung aufgebaut hat. Drei von vier Jugendlichen berichten das Vorhandensein von einem (oder mehreren) 'natural' Mentor oder einer 'natural' Mentorin.

Der größte Unterschied zwischen 'natural' Mentoring und formalen Mentoring zeigt sich also darin, dass beim natural Mentoring kein offizielles 'Matching'

vorgenommen wird und die Mentorenschaft zwischen Mentor und Mentee üblicherweise wesentlich länger anhält, manchmal sogar ein Leben lang.

Schon vor einigen Jahren kam die Idee auf, dass es auch für formale Mentorenprogramme sinnvoll und interessant wäre, die 'natürlichen' Mentor/innen, die sich bereits im Leben des Mentees befinden, mit in das Mentoring einzubeziehen. Dies kann beispielsweise darin geschehen, in dem der Mentor/ die Mentorin den Mentee darin bestärkt, Kontakt zu weiteren Vertrauenspersonen (den vorhandenen natürlichen Mentor/innen) in dem eigenen Umfeld aufzubauen. Der Vorteil ist, dass damit auch nach dem Ende des formalisierten Mentoring eine Vertrauensperson für den Mentee zur Verfügung steht.“

Telemachos: Da Sie auch zu digitalen Interventionen über mentale Gesundheit publiziert haben, möchten wir um eine Einschätzung bitten zu einem Vorschlag, den Jean Rhodes, wahrscheinlich die einflussreichste Mentoring-Forscherin, gerade propagiert. Sie will die Potenziale von Apps wie Head Space, einer Art Meditation-Achtsamkeits-Übungs-App, mit dem Einfluss der Mentor/innen verbinden. Letztere sollen dafür sorgen, dass Mentees regelmäßig mit der App üben. Eine App, die sie empfiehlt, ermöglicht quasi Zugriff auf das Smartphone der Mentees, damit ihre Mentor/innen überwachen, ob das auch passiert. Gerade in Pandemie-Zeiten eine verlockende Option. Was halten Sie davon? Wo sehen Sie gegebenenfalls denkbare Möglichkeiten, wie Mentor/innen Mentees mittels digitaler Interventionen unterstützen können?

Heide Busse: „Mein Interesse galt und gilt weiterhin den möglichen Auswirkungen von Mentorenprogrammen auf das Wohlbefinden, die Gesundheit, den Bildungserfolg und die Erwerbstätigkeit von Jugendlichen. Übersichtsarbeiten zu wissenschaftlichen Einzelstudien zeigten bereits, dass sich (natural sowie formelles) Mentoring positiv auf das Wohlbefinden und die Gesundheit von Jugendlichen auswirken kann. Zudem gibt es viele Belege, dass Personen in unserem Umfeld maßgeblich unsere Gesundheit beeinflussen können und diesbezüglich einen Einfluss auf uns haben. Demnach bietet es sich natürlich auch generell an, darüber nachzudenken, ob Mentor/innen nicht auch noch auf weiteren Wegen ihre Mentees bei bestimmten wichtigen Themen (Gesundheitsförderung, Unterstützung bei der Berufswahl und -findung, etc.) gezielt unterstützen können/ sollen. Das gilt auch für die Nutzung von digitalen Apps oder anderen Technologien zur Gesundheitsförderung.

Eine pauschale Antwort, ob dies klappen kann oder nicht und inwieweit das gemacht werden sollte, kann man aus meiner Sicht diesbezüglich nicht geben. Es hängt sicherlich von vielen Faktoren und Bedingungen ab: Neben Merkmalen zum konkreten Mentorenprogramm (Dauer/ Art/ Zielsetzung) kommt es sicherlich auch auf Merkmale von Mentee und Mentor/in (Bedarfe, Bedürfnisse, Nutzung digitaler Apps, etc.) und Faktoren innerhalb der Mentorenschaft (Vertrauensbasis geschaffen/ gemeinsame Entscheidung?).

Kritisch sehe ich dem Punkt der 'Überwachung' entgegen, schließlich ist das Vertrauen zwischen Mentor und Mentee das besondere Merkmal einer erfolgreichen Mentorenschaft. Mit einer Überprüfung, ähnlich wie es vielleicht manchmal in der Schule oder mit den eigenen Eltern oder Erziehungsberechtigten vorkommt, verbinde ich die Gefahr, dass sich das Vertrauen und somit die Mentorenschaft verändert. Wenn dies allerdings miteinander abgestimmt wird und der/die Mentee ihre/seine Mentor/in darum bittet, ist es eine andere Sache. Bei einer etablierten Mentorenschaft kann ich mir gut vorstellen, dass auch die Themen Gesundheit und Wohlbefinden mal thematisiert werden. Dabei könnte es sich anbieten, auch die Möglichkeit der Nutzung von (idealerweise wissenschaftsbasierten, evaluierten und nutzerfreundlichen) Apps durch den Mentor/ die Mentorin anzusprechen. Je nach Bedarf und Einstellung des Mentees können dann digitale Interventionen auch eine gute Lösung sein – oder zumindest mal vielleicht einfach einmal ausprobiert werden.

Zu dieser Frage gibt es also aus meiner Sicht noch weiteren Forschungsbedarf: Unter welchen Umständen, wie und mit welcher Art von Mentorenschaften können hierbei positive Wirkungen zur Förderung der Gesundheit erzielt werden? Und wann bietet es sich vielleicht auch nicht an?“

Telemachos: Sie sind einige der wenigen Wissenschaftler/innen, die sich mit den Rahmenbedingungen von Mentoring-Programmen beschäftigt haben, mit deren Entstehung, Umsetzung und Aufrechterhaltung. Konkret haben Sie die Lage im Vereinigten Königreich untersucht. Was daran ist wichtig zu wissen, für Programmacher/innen und Förderer in Deutschland?

Heide Busse: „Zunächst eine Kurzzusammenfassung der Ergebnisse: Bei der Untersuchung der Rahmenbedingungen von Mentorenprogrammen haben meine Kolleg/innen und ich kontextuelle Einflüsse auf individueller, zwischenmenschlicher, organisatorischer, politischer und gesellschaftlicher Ebene identifiziert, die sich auf die Entwicklung, Umsetzung und Aufrechterhaltung von Mentorenprogrammen auswirken. Wir konnten

feststellen, dass Mentorenprogramme für Jugendliche in oftmals komplexen Kontexten operieren. Dieser komplexe Kontext bietet Chancen und Herausforderungen, welche sich auch auf die Nachhaltigkeit der Programme auswirken.

Vielleicht fragen Sie sich, was ich dabei mit Komplexität meine? Damit beziehe ich mich auf die unterschiedlichen Faktoren, die sich – mal alleine, mal gemeinsam und auch mal in gegensätzlicher Art und Weise – auf die Entstehung, die Durchführung, Implementation und die Aufrechterhaltung von Mentorenprogrammen auswirken. Wenn wir uns beispielsweise mit der Entstehung von einem Mentorenprogramm beschäftigen, zeigte sich, dass zunächst eine Entscheidung über das Modell des Mentoring gefällt werden muss (Wer ist unsere Zielgruppe? Wer wird als Mentor/in tätig sein? Was ist das Ziel des Mentorings? etc.). Zudem ist es wichtig, Vertrauen zu wichtigen Netzwerkpartner/innen und Unterstützer/innen (Schulen etc.) aufzubauen und idealerweise auch langfristig Gelder zur Durchführung des Programms zu erhalten. Daraus wiederum entstehen möglicherweise Anpassungen des Programms an den entsprechenden Kontext und die Forderungen seitens Geldgeber/innen bzw. Netzwerkpartner/innen. Welche Art von Modell dann gewählt wird und ob beispielsweise auch Gelder erhalten werden, kann sich ebenfalls wieder auf weitere Themen auswirken: ob Mentor/innen vergütet werden können/sollen (und damit ggf. länger im Programm tätig bleiben und es nicht dauerhaft einen Wechsel gibt), wie die Schulung, Unterstützung von Mentor/innen und die Koordination des Programms aussieht – was wiederum die Qualität und Implementierung des Programms beeinflussen kann. Sie bemerken sicherlich: Es kommen viele Faktoren zusammen, die sich auf das Programm an sich und im Endeffekt vermutlich auch auf die Wirksamkeit und den Erfolg des Programms auswirken können.

Für die Programmverantwortlichen, die Auftraggeber/innen bzw. Unterstützer/innen und Wissenschaftler/innen ist es meines Erachtens wichtig, diesen Kontext mit zu verstehen, zu beachten und nachvollziehen zu können.

Zudem sollte aus meiner Sicht gemeinsam gearbeitet werden, um die Rahmenbedingungen zu verbessern, damit Programme auch so durchgeführt werden können, wie sie ursprünglich angedacht waren, angemessene Unterstützung erhalten (z. B. Fortbildungen, Gute-Praxis- Beispiele, etc.) und somit auch nachhaltig funktionieren können. Es geht schließlich um den Aufbau besonderer, zwischenmenschlicher Beziehungen zwischen zwei Personen: Das hat viel Potenzial, birgt aber ebenso auch in gewisser Weise mögliche negative Konsequenzen (z. B. wenn ein Mentor plötzlich das

Mentorenprogramm verlässt und es keinen gemessenen Abschied bzw. Übergabe gibt und nur wenig Unterstützung von dem Mentorenprogramm selber).

Mit den Rahmenbedingungen von Mentorenprogrammen aus Deutschland habe ich mich bisher nicht auseinandergesetzt. Da können Sie oder weitere Praktiker/innen mir sicherlich viel mehr zu erzählen und somit auch mitteilen, ob sich Ähnlichkeiten in den genannten Ergebnissen wiederfinden lassen oder es doch auch große Überschneidungen zu den Programmen in Großbritannien gibt.“

Telemachos: Unsere letzte Frage bezieht sich auf eine Typologie von Mentoring-Programmen, die Sie gemeinsam mit Kolleginnen erstellt haben. Zugegeben, haben wir uns dabei gefragt, ob sich diese Mühe gelohnt hat. Auch Praktiker/innen könnten Ihnen ad hoc Unterschiede bei Ansätzen und Zielen nennen. Daher erlauben Sie uns die etwas saloppe Frage: Inwieweit hilft diese Typologie uns und der Wissenschaft weiter? Aber zunächst: Welche zentralen Differenzen haben Sie gefunden?

Heide Busse: „Da Mentorenprogramme in Großbritannien bis vor einigen Jahren nur wenig untersucht worden sind und Unklarheit darüber bestand, welche unterschiedlichen Programme es denn eigentlich gibt, haben wir uns damals dazu entschlossen, eine Typologie zu entwerfen. Ziel war es, übergeordnete Dimensionen festzuhalten, anhand dessen sich Mentorenprogramme unterscheiden und 'eingruppieren' lassen können.

Die Typologie, die ich gemeinsam mit meinen Kolleginnen an der Universität Bristol entwickelt habe, bezieht sich auf formale Mentorenprogramme in Großbritannien. Zur Erstellung der Typologie habe ich leitfadengestützte Telefoninterviews mit Programmverantwortlichen und Expert/innen im Feld des Mentoring durchführt, um intensiv jedes einzelne Programm samt Strukturen und Abläufen kennenzulernen und Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu analysieren. Wie eine Teilnehmer/in selbst sagte, 'besteht eine Buchstabensuppe' an Mentorenprogrammen. In anderen Worten, es sind viele unterschiedliche Mentorenprogramme vorhanden, darunter welche, wo andere wiederum streiten würden, ob es sich denn wirklich um 'Mentoring' handelt. Nach intensiver Analyse und Rücksprache mit weiteren Expert/innen habe ich erarbeitet, dass sich die Kernunterschiede zwischen Mentorenprogramme auf die folgende Kriterien aufgliedern lassen:

- dem Setting/ der Lebenswelt des Programms (Schule/ Kommune/ Online),
- der Art des Mentors/ der Mentorin (vergüteter Erwachsener/ ehrenamtliche/r Erwachsene/r/ Schulpersonal/ ältere/r Schüler/in) und
- dem Programmziel (Übergang zur weiterführenden Schule erleichtern/ Unterstützung vom Mentee bei der Verarbeitung und Bewältigung komplexer persönlicher Schwierigkeiten etc.).

Auch wenn es noch viele weitere Differenzen zwischen Programmen gibt, zeichneten sich diese Dimensionen als Kerndimensionen ab, die auch im Zusammenspiel maßgeblich die Art der Vertrauensbeziehung, die zwischen Mentor/in und Mentee entsteht, beeinflussen können. Die Typologie entstand durch Gespräche mit Praktiker/innen, daher stimme ich zu, dass natürlich auch Praktiker/innen selber wichtige Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Mentorenprogrammen nennen können.

Die Typologie kann in der Praxis dabei helfen, ähnliche Programmtypen zu identifizieren und somit beispielsweise für einen konkreteren und relevanteren Austausch zu sorgen. Zudem kann es hoffentlich dabei helfen, zu realisieren, dass eine Vielfalt an Mentorenprogrammen vorhanden ist. Für die Wissenschaft kann die Typologie insofern weiterhelfen, indem beispielsweise Programme des gleichen Typus miteinander verglichen werden und nicht Programme, die im Kern unterschiedlich sind. Dies ins insbesondere dann notwendig, wenn wir uns beispielsweise mit der Wirksamkeit von Mentorenprogrammen, z. B. im Hinblick auf die mentalen Gesundheit von Mentees, befassen wollen. Dann gilt es Ergebnisse von Programmen mit ähnlichen Merkmalen zusammenzuziehen und nicht unterschiedliche Programme in ein und denselben 'Topf' zu werfen.“

Zum Nachlesen u.a.:

Heide Busse, Rona Campbell, Robert Kipping, Frank de Vocht: Does having a natural mentor in adolescence relate to better outcomes in emergent adulthood? In: The European Journal of Public Health November 2018.

Heide Busse, Rona Campbell, Robert Kipping: Examining the wider context of formal youth mentoring programme development, delivery and maintenance: A qualitative study with mentoring managers and experts in the United Kingdom. In: Children and youth services review 2018, S.95-108.

Heide Busse, Rona Campbell, Robert Kipping: Developing a typology of mentoring programmes for young people attending secondary school in the United Kingdom using qualitative methods. In: Children and youth services review 2018; S. 401-15.



2. Was war:

Das Los von Mentor/innen in der ersten Lockdown-Phase – und die Lehren von COVID 19 für Mentoringprogramme

April 2020, Corona überrollt auch die USA, ein Lockdown unterbricht soziale Kontakte, ausgesetzt hunderttausendfach auch die gewohnten Treffen von Mentor/innen mit ihren Mentees. Das, was jungen belasteten Menschen nachweislich hilft, was sie stabilisiert, die Verbindung mit einer erwachsenen Bezugsperson: plötzlich gekappt, ersetzt nur durch das, was auf digitalen Medien stattfinden kann.

Eine eigene, kleine Krise inmitten der großen. Eine gerade erschiene Studie, beruhend auf Facebook-Gruppen-Chats mit Mentor/innen in besagtem Zeitraum, lässt diese dramatische Zeit im ersten Lockdown, den Schock, die Sorgen, die Verwirrung, die Anpassung noch einmal aufleben – und würdigt nicht zuletzt, wie Mentor/innen die einzigartig neue Situation gemeistert haben, mit Mitgefühl, Kreativität, langem Atem und digitalen Technologien.

Lassen wir zunächst einige Stimmen dieser Mentor/innen, die der Artikel zitiert, direkt zu Wort kommen:

- *„Obwohl es schwer ist, in Kontakt zu bleiben, versuche ich mein Bestes, da ich mich verpflichtet habe, an ihrem Leben teilzuhaben.“ (weiblich, Florida)*
- *„Für Kinder ist es schwieriger, sich via Telefon zu öffnen, als wenn man zusammen ist. Zu befürchten, man wird abgehört, hindert die Menschen daran, richtig offen zu sein. Ich habe das starke Gefühl, dass sie mir ihren geistigen Zustand nur mitteilen wird, wenn sie völlig ungestört ist.“ (weiblich, Florida)*
- *„Ich versuche auch, ihn vom Stress der Pandemie abzulenken, indem ich ihm Videos und Links zu unserer gemeinsamen Lieblingsbeschäftigung schicke: Basketball.“ (männlich, Illinois)*

- *„Ihre Mutter arbeitet an einem Ort, wo man sich nicht besonders gut an die Regeln gehalten hat. Wir mussten ihr Masken zur Verfügung stellen. Ich habe Angst, dass sie es zu ihnen nach Hause bringt. Und der Komplex, in dem sie wohnen, ist überbelegt.“ (weiblich, Maryland)*
- *„Die Beziehung ist wichtig, und ich denke, man muss aufhören zu versuchen, perfekt zu sein, und einfach so sein, wie man sein kann. Ihr Mentee schätzt Sie mehr, als Ihnen bewusst ist.“ (weiblich, Wyoming)*

Die Studienautor/innen lesen aus diesen und vielen vielen anderen Chat-Antworten von knapp 40 Mentor/innen insgesamt heraus: Die Mentor/innen haben sich ins Zeug gelegt, erkannten sofort den Ernst der Lage für ihre Mentees und engagierten sich entsprechend. Auch in der Not blieben sie verbindlich.

Obwohl kaum jemand wusste, wie Mentoring via Videocall und andere digitale Kommunikation funktionieren kann, hätten die Mentor/innen die gegebenen Möglichkeiten genutzt – nicht zuletzt für Online-Gymnastik und -Tanzpartys.

Sobald man sich auf die Tools eingelassen hatte, seien die meisten in der Lage gewesen, mit ihren Mentees unterhaltsam wie sinnvoll zu interagieren. Mag die Umstellung auch erst schwierig gewesen sein, man habe Mentoring an „virtuelle Abläufe anpassen“ können.

Neue Bedarfe der Unterstützung von Mentor/innen

Hineingeworfen in eine Stresssituation und vielen Ungewissheiten ausgeliefert, wie eine neu startende Pandemie sie auslöst, brauchten Mentor/innen allerdings unbedingt neue und passende Unterstützung. Was sich für die interviewten Freiwilligen aus unterschiedlichen Teilen der USA für besonders hilfreich erwies, waren etwa „virtuelle Selbsthilfegruppen“ – Austauschrunden, in denen man von Gleichbetroffenen praktische Tipps und das Gefühl bekommt, nicht allein mit seiner Verunsicherung zu sein.

Beweis der Anpassungsfähigkeit von Freiwilligen und Programmen

„Trotz dieser Unterbrechung in einer kritischen Entwicklungsphase der Jugendlichen hatten die Mentoren die Möglichkeit, die Lücke zu füllen.“

Die optimistisch klingende Lektion der Autor/innen, die so aus der Krise alles Positive herausholen: So schnell, effektiv und kreativ, wie sich Freiwillige und Programme angepasst haben, hätten sie damit

„die Tür für Mentoring-Programme geöffnet, um E-Mentoring über das hinaus anzubieten, was die Pandemie erforderte.“

Corona sei Dank, so könnte man dieses Fazit umschreiben, haben wir digitale Formen des Mentorings entdeckt. Nutzen wir die Potenziale, nicht nur um mehr Jugendliche zu erreichen, sondern Mentees auch mehr Möglichkeiten zu bieten.

Digitalisierung als Flexibilitätserhöhung

Das Digitale bzw. Elektronische wird dabei als 'Flexibilitätserhöher' gesehen. Um mehr Jugendliche zu erreichen und um besondere Bedarfe besser zu erfüllen, etwa mit Mentoren in Kontakt zu treten, die bestimmte Merkmale und/oder eine gemeinsame Lebenserfahrung haben und die möglicherweise nicht in der unmittelbaren Umgebung des Mentees leben.

Erstaunlich aus Sicht der Debatten in Deutschland: Hybride Ansätze, die analoge wie digitale Kommunikationswege vereinen, werden nicht erwähnt.

Programme weiter anpassungsfähig machen

Aber es wird noch angemahnt, Vorsorge zu treffen: „Als Programm anpassungsfähig zu sein, wird von entscheidender Bedeutung sein, wenn sich akute Bedarfe entwickeln und neue Schwierigkeiten auftreten. Sowohl die Mentorenprogramme als auch die einzelnen Mentoren müssen die Lehren aus COVID-19 mitnehmen und Wege finden, bei unerwarteten Herausforderungen flexibel zu sein.“

Zum Nachlesen:

Michelle R. Kaufman, Kate Wright, Jeannette Simon, Giselle Edwards, Johannes Thruß, David L. DuBois: Mentoring in the Time of COVID-19: An Analysis of Online Focus Groups with Mentors to Youth. In: American Journal of Community Psychology 0/2021, S. 1-13. Online [hier](#).



3. Was kommt:

Eine systemische Lücke mit „Professionellen Patenschaften“ füllen: Eine „Vision“ für die deutsche Jugendhilfe

Mancher junge Mensch erlebt in Deutschland ein Hilfesystem, das ihn zwar nicht allein lässt, das ihm aber auch selten den Halt bietet, den er braucht.

Wer von der Klinik in eine Wohngruppe zieht, bevor er in eine Pflegefamilie kommt und dann in eine freiheitsentziehende Erziehungshilfe, der wird gut aufgefangen – nur hat er immer mit neuen Bezugspersonen zu tun.

Schon die Herkunftsfamilie konnte keine emotionale Stabilität bieten – und jetzt setzt sich das in der Jugendhilfe fort. Statt sicherer Bindungen erlebt diese Gruppe ständigen Beziehungsabbruch. Das Resultat bei einem entsprechend langen Weg durch diverse Maßnahmen:

- das Gefühl, von der Hilfe entfremdet oder nur noch verwaltet zu werden;
- eine „Beziehungsverlorenheit“, die eine weitere „pädagogische Unerreichbarkeit“ nur noch wahrscheinlicher macht.

So lautet zugespitzt eine Kritik der Jugendhilfe, mit der ein Fachartikel ein Maßnahmen-orientiertes System anklagt, während ein stärker Personen-orientiertes notwendig sei. Nicht weniger radikal und überraschend ist das Gegenmittel, das der Autor Eckart Schmidt gleich im Titel verkündet, als „Vision“: „Professionelle Patenschaften“. Kinder und Jugendliche sollen auch hier Freiwillige an die Seite gestellt bekommen – allerdings solche, die in der Regel professionell arbeiten und Geld dafür erhalten.

Bevor Sie jetzt die Stirn runzeln und womöglich den Missbrauch eines Konzepts beklagen, lassen Sie sich beruhigen. Zunächst mal ist es hochspannend, wenn jemand Missstände aufzeigt, die gelindert werden sollen mit einer hybriden Rolle, die Professionalität und lebensweltliche Verankerung vereint. Es ist zudem lehrreich, weil hier jemand rigoros die Perspektive der Zielgruppe einnimmt und dafür die Gewohnheiten von Organisationen oder die Zwänge gesetzlicher Regeln hintan stellt; auch für die ehrenamtliche Patenschaftsszene ein wichtiger Impuls. Und schließlich führt es einen in die immer wieder wichtige Debatte, was warum bezahlt werden soll und was besser nicht und wie hier zugunsten personenbezogener Hilfe argumentiert wird.

Was sind die Lücken im System?

Was „professionelle Pat/innen“ sein sollen, erläutern wir gleich. Doch zunächst zwei Phänomene, die auch im Patenschafts- und Mentoringkontext bzw. im Umgang mit Zielgruppen vertraut und/oder relevant sind. Zum Beispiel:

- Junge Menschen stehen vor einer großen „Hilfe-Palette“, doch werden sie selten gefragt, was sie sich selbst wünschen. Bei der gesetzlich

vorgeschriebenen Bedarfserhebung werde selten geschrieben, dass jemand eine langfristig stützende Beziehung braucht. Das sei praktisch, insinuiert der Autor polemisch, denn wenn der Bedarf gar nicht festgestellt wird, müsse man sich um eine Antwort darauf auch keinen Kopf machen...

- Wenn man als Profi-Helfer/in etwa in einer stationären Einrichtung anfängt, sich mal über den Job hinaus zu kümmern, werde das „als unfachlich-persönliches Einlassen belächelt oder als mangelnde professionelle Distanz kritisiert“. Für die persönliche Übernahme von Verantwortung für die Beziehung zu dem jungen Menschen sei kein Platz. Die Grenzen von Beruf und Privatleben, so der Reflex der Professionellen, müssten gewahrt bleiben.

Was fehlt in einem solchen System? Eckart Schmidt zufolge fehlten

- „sichere, dauerhafte Bezüge“ und damit
- Profi-Helfer/innen, die „über das Übliche hinaus zugänglich“ sind und manchmal „aus einem stimmigen Gefühl heraus (den Klienten/die Klientin) ein Stück in ihr privates Leben 'einbauen'“.

Technischer gesprochen: Wenn die Jugendhilfe jungen Menschen nicht zu stützenden Beziehungen im familiären/ privaten Umfeld verhelfen kann, so lautet der Vorschlag, „ist es angemessen und bedarfsgerecht, andere, ersetzende Formen zu entwickeln.“ Das Sozialgesetzbuch lasse sich leicht dahingehend deuten, dass die „Absicherung von dauerhaften Beziehungsperspektiven“ zu einer angemessenen Versorgung dazugehört.

Und was ist nun eine „professionelle Patenschaft“?

Es wäre eine Einrichtung, die sicherstellt, dass junge Menschen, durch wie viele Maßnahmen und Einrichtungen auch immer sie gehen, mit einer professionellen Kraft fortlaufend verbunden bleiben können, einem Profi etwa, den sie kennenlernen bei Maßnahmen oder in der ersten Einrichtung, in die sie kommen.

Als professionelle/r Pat/in sagt diese/r „langfristige Stabilität, emotionale Zugewandtheit und Unterstützung“ zu. Bestätigt durch Jugendamt und Personensorgeberechtigte, würde nach diesem Konzept vereinbart: Die Pat/in bleibt bis zur Volljährigkeit ein verlässlicher Begleiter, auf Wunsch auch bis zum 27. Geburtstag. Das soll auch gelten, wenn die Zuständigkeiten wechseln: Das abgebende Jugendamt solle sich beim übernehmenden fachlich für die

Fortführung einsetzen. Auch soll die Patenschaft unabhängig von anderen Maßnahmen fort dauern.

Alles, was diese Patenschaft mit bestimmt, soll der junge Mensch mit beeinflussen können. Hat sich bislang in den Einrichtungen keine Pat/in gefunden, kann er andere denkbare Personen kennenlernen und aussuchen. Aber es wird auch eine Grenze vorgesehen, wo der Zwang beginnt: „Beteiligt er sich nicht oder lehnt die 'Professionelle Patenschaft' z.B. aus einer tief verwurzelten Misstrauenshaltung heraus ab, kann sie dennoch eingerichtet werden.“

Was tun „professionelle Patinnen“?

Nach Vorstellung des Autors sind sie „Tag und Nacht wie eine Privatperson“ ansprechbar, sie halten Kontakt und kommen vorbei, wenns not tut, melden sich auch, selbst wenn sie krank sind. Gibt es Gespräche über Hilfepläne oder mit Schule, Polizei etc, sind sie auf Wunsch ebenso dabei wie sie Kontakte zur Familie etc. unterstützen.

Bei alledem orientieren sie sich am Jugendlichen und mischen sich nicht viel ein, es sei denn, es ist akute Gefahr im Verzug. Drohen Konflikte mit dem Gesetz, klären sie über die Rahmenbedingungen und mögliche Folgen auf, bleiben aber präsent, wohlwollend und unterstützend – und das auch dann noch, wenn jemand Straftaten begangen hat.

Was sind die Rahmenbedingungen?

„Höchstens drei Patenschaften“ gleichzeitig sollten Profi-Pat/innen nach diesem Vorschlag übernehmen können. Das Jugendamt bezahlt ihnen „durchgehend pauschal eine Aufwandsentschädigung in Höhe von einer Stunde sozialpädagogischer Arbeit pro Woche“ sowie Telefon-, Büro-, Supervisions- und Fahrtkosten. Teilnahme an fachlichem Austausch, an Supervision ist Pflicht.

Und wer sollten diese Pat/innen sein?

Notwendig seien „kompetente Menschen, die sich darauf einlassen“. Dies sind zunächst Fachkräfte im Jugendamt wie bei freien Trägern der Jugendhilfe, aber auch „geeignete und interessierte Bürger/innen“.

Ähnlich wie bei anderen Patenschaften müssen sie einem bestimmten Rahmen zustimmen und Prinzipien einhalten, hier etwa „der Wille und die Fähigkeit zu subjektorientierter Beratung, Kontakt- und Beziehungsgestaltung“. Spannend und das besondere Hybride dieser entgrenzten Rolle kennzeichnend, ist diese Anforderung:

„Der 'Professionelle Pate' geht wie z.B. in einer familienähnlichen Beziehung eine starke Verbindung von Privatleben und dieser beruflichen Tätigkeit für einen langen Zeitraum ein. Dies bedeutet, eine sehr persönliche Entscheidung dafür zu treffen.“

Und warum nicht unbezahlte freiwillige Pat/innen einsetzen?

In einem eigenen Abschnitt geht Eckart Schmidt auf diese Frage ein – was wir kurz wiedergeben, denn hier werden wichtige Aspekte verhandelt, die die jeweilige Legitimation von Haupt- und Ehrenamt betreffen und die Selbst- und Fremdverständnisse berühren, wie sie auch im Alltag präsent sind und aufeinanderstoßen.

Zunächst würdigt der Autor die ehrenamtlichen Modelle, spürten diese doch „den dringenden Bedarf nach Beziehungen und wollen einspringen“. Allerdings liefen Freiwillige Gefahr, überfordert zu sein, damit riskiere man weitere Beziehungsabbrüche.

Alles müsse sich stattdessen um die „die Frage der Sicherung der für die jungen Menschen notwendigen Qualitäten“ drehen, zu erreichen nur mit „Zielklarheit“, „Organisationssicherheit“ und „anspruchsvoller methodischer Arbeit“. Zwar könnten diese Anforderungen prinzipiell auch Ehrenamtliche erfüllen. Doch wie wolle man dies alles „im heute sehr komprimierten Berufsleben auch zeitlich unterbringen“? Willkommen im unvermeidbaren Spannungsfeld von intrinsischen und extrinsischen Motivationen.

So nachvollziehbar und unstrittig diese Argumente sind, so diskussionswürdig bleibt ein weiteres. Denn der Autor meint, auch die Jugendlichen würden durch die Bezahlung der Pat/innen „spüren, wie ernsthaft und wichtig der offiziellen 'Erwachsenenwelt' die Absicherung von stützenden und dauerhaften Bindungen ist“. Wenn dauerhafte Bindungen für die emotionale Entwicklung fachlich anerkannt seien, dann käme man darüberhinaus in Widersprüche, darzustellen, warum eine Leistung bezahlt würde und die andere nicht. Für die Jugendhilfe wäre es „sonderbar“, für alle möglichen Maßnahmen Geld zu bekommen, nur nicht für „stabile stützende Beziehungen“.

Personenorientierte professionelle Hilfe durch Bezahlung abzusichern, erst recht bei einer hochvulnerablen Klientel – das erscheint mehr als gerechtfertigt. Gleichwohl ist darauf hinzuweisen, dass die in Anschlag gebrachte Logik 'übergriffig' ist: Man soll alle Beziehungen bezahlen, deren Bedeutsamkeit fachlich anerkannt ist? Wenn man diese Forderung überträgt, wird es ziemlich teuer und schnell auch trostlos.

Zudem könnte man einwenden, was manche junge Menschen sagen, die von ehrenamtliche Mentor/innen begleitet werden: Sie finden es gerade besonders wertschätzend, dass sich Menschen für sie interessieren, die kein Geld dafür bekommen, anders als all die gewohnten Helfenden.

Und nicht zuletzt spricht der Text selbst noch eine Tücke der Bezahlung an, wie sie auch im Diskurs über Monetarisierung des Ehrenamts eine Rolle spielt: Wer etwas bezahlt bekommt, könnte das irgendwann nur noch wegen des Geldes tun – was alles andere als sinnvoll wäre, gerade für die besondere Qualität von Beziehung, die hier aufgerufen wird. Deshalb, so der Autor, solle „die Entschädigung durchgehend gleichbleibend und so gering sein, dass sie als Haupt-Motivation nicht zum Tragen kommt“. Aber sichert sie dann trotzdem die Kontinuität ab? Willkommen im unvermeidbaren Spannungsfeld von intrinsischen und extrinsischen Motivationen.

Welche weiteren Risiken sind mit diesen Patenschaften verbunden?

Professionalität im sozialen Bereich zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass man Risiken und ihr Management im Blick hat. In diesem Sinne wertvoll ist, dass bestätigt wird: Patenschaften haben Risiken – und zwar vor allem für die jungen Menschen. Deren Entscheidungsrechte, so der wichtige Hinweis, sollten daher „im Vordergrund stehen“.

Dass sich die Risiken strukturell ähneln, seien es jetzt bezahlte oder ehrenamtliche Patenschaften, zeigen zwei Aspekte, die bei „professionellen Pat/innen“ genannt werden:

- Pat/innen können müde werden, „aus persönlicher Überlastung, überstrapazierter Geduld oder Frustration über ausbleibenden Erfolg“, was das Engagement mindert – und gefährlich wird gerade dann, wenn man das selbst nicht mitkriegt.
- Pat/innen können Aufgaben zugeschoben bekommen und so instrumentalisiert werden – von Lehrkräften, die auf die Nachhilfe vertrauen, von Jugendhilfeträgern, die sich eine Maßnahme sparen wollen oder einen Sündenbock haben, wenn es negative Entwicklungen gibt.

Und was bleibt als Lektion davon?

Warum der Autor das Konzept Patenschaft heranzieht, führt er nicht näher aus. Aber spannend ist, dass in einer Disziplin, die sich fachlich von Laienhilfe abgrenzen soll und muss, wieder eine altehrwürdige Institution wie die Patenschaft eingeführt werden soll, ein Konstrukt aus vormodernen Zeiten

wohlgemerkt. Die Professionalisierung und fachliche und institutionelle Ausdifferenzierung sozialer Unterstützung von jungen Menschen, Hand in Hand etwa mit ihrer Verregelung in den Sozialgesetzbüchern, brachte offenbar nicht alles hervor, was die Betroffenen brauchen – und was doch so klar auf der Hand liegt: eine langfristige Beziehung zu einem Menschen, der bleibt und beisteht, was immer auch geschieht.

Ansonsten ist die Absicht, Pat/innen zu bezahlen, kaum verwunderlich. Zumindest bildet das eine in vielen anderen Ländern gängige Praxis einzelner Programme ab, die Arbeit von Mentor/innen zu vergüten. In England und den USA sind auch „paid mentors“ unterwegs und werden zusammen mit den „volunteers“ in Studien erwähnt. Die Einsichten in einschlägiger Literatur ähneln dem oben Vorgestellten. Ein Beispiel aus den USA, wo eine auf Geflüchtetenarbeit konzentrierte Organisation im Jahr 2004 über den „neuartigen Einsatz von bezahlten Mentoren-Beratern für die Arbeit mit gefährdeten Jugendlichen“ sagt: Diese bezahlten Mentor/innen könnten sich „auf diejenigen jungen Menschen konzentrieren, die ihre Unterstützung am dringendsten benötigen, indem sie die ehrenamtlichen Mentoren ergänzen, anstatt sie zu ersetzen.“

Auch ein deutsches Projekt mit Kindern mit größerer Problemlast bezahlte die Studierenden, die sich als Pat/innen kümmerten. Junge Menschen könnten sich ihr Engagement sonst nicht erlauben, lautete eine Argumentation (siehe Telemachos Nr. 9 [hier](#))

So landet man bei einer Aufteilung, wie wir sie kennen. Die Bezahlung dient der Absicherung der Fachlichkeit, aber auch der Langfristigkeit der Begleitung. Ob Letzteres gelingt, das bliebe noch zu eruieren.

Zum Nachlesen:

Eckart Schmidt: Professionelle Patenschaften. Stützende Beziehungen statt „Freiheitsentziehende Maßnahmen“. In: Dialog Erziehungshilfe 2/2008, S. 18-29.

Eckart Schmidt: Subjekt- und Personen-orientierte Erziehungshilfe. In: Dialog Erziehungshilfe 1/2013, S. 34-42. Online [hier](#).

Thomas Smith: Guides for the Journey: Supporting High-Risk Youth with Paid Mentors and Counselors. Philadelphia, BRYCS 2004. Online [hier](#).



4. Aufgelesen I: „Patenschaften haben breite gesellschaftliche Wirkung“

Was längst klar war, ist jetzt auch wissenschaftlich bestätigt: Während viele junge Menschen unbeschadet durch die Pandemie gekommen sind, haben andere unter den Corona-Einschränkungen gelitten – oft mit weitreichenden und langanhaltenden Folgen.

Prof. Dr. Klaus Hurrelmann ist in den letzten Jahren zu einem steten Fürsprecher von Patenschaften und Mentoring geworden. Auf dem digitalen Fachtag der „Aktion Zusammen wachsen“ Anfang September hat sich der Sozialisationsforscher erneut zu Wort gemeldet. Nachdem er in seiner Keynote unter dem Titel „Patenschaften in Zeiten von Corona“ zunächst skizziert hatte, welche Form der Begleitung er sich für welche Gruppen junger Menschen wünscht, kam er, wie [hier dokumentiert](#), zu folgendem Schluss:

„Patenschaften sollten zum festen Bestandteil der Kultur-, Bildungs- und Sportarbeit mit Kindern und Jugendlichen werden und wie selbstverständlich in die pädagogische und schulische Förderung junger Menschen integriert sein.

Sie sollten sich auf gesicherte Förderstrukturen auf Bundesebene, Landesebene und kommunaler Ebene stützen können, denn der Bedarf nach persönlicher, zugewandter Unterstützung ist dauerhaft, und er kann durch die oft engen und begrenzten Arbeitsbedingungen des professionellen Personals in Kindergarten, Schule und Familien- und Jugendsozialarbeit nicht ausreichend erfüllt werden.

Das bürgerschaftliche Engagement in Form einer Patenschaft hat breite gesellschaftliche Wirkung. Es sorgt nicht nur für mehr Bildung und Integration, sondern es dient der Stärkung der Demokratie, der Verbesserung der sozialen Klimas, der Stärkung des Zusammenhalts in der Bevölkerung, der generationenübergreifenden Solidarität. Er ist ein wertvoller Beitrag für die

Entwicklung der Zivilgesellschaft, auch und gerade in Krisenzeiten wie der heutigen mit der Corona-Pandemie.“



5. Aufgelesen II: „Bereits erfolgreiche Buddy- und Tandemprogramme ausbauen“ – aber nur für Erststudierende

„Vom Arbeiterkind zum Doktor“: So salopp ist ein [„Diskussionspapier“](#) überschrieben, für das der Stifterverband gemeinsam mit McKinsey & Company diverse Daten zusammengetragen und in diesem Monat veröffentlicht hat. Es enthält gute Nachrichten – aber leider auch viele Argumente für Mentoring und Patenschaften, indem es viele beharrliche Ungleichheiten im Bildungsweg aufzeigt, Unterschiede von zwei Gruppen, die „Nichtakademikerkinder“ und „Akademikerkinder“ genannt werden.

Insgesamt habe sich in den letzten drei Jahren „die Beteiligung von Nichtakademikerkindern in allen Phasen des Bildungsweges verbessert“. Dass sich Bemühungen lohnen, „Nichtakademikerkinder“ den Weg ins Studium zu ebnen, zeigt allein dieses Ergebnis:

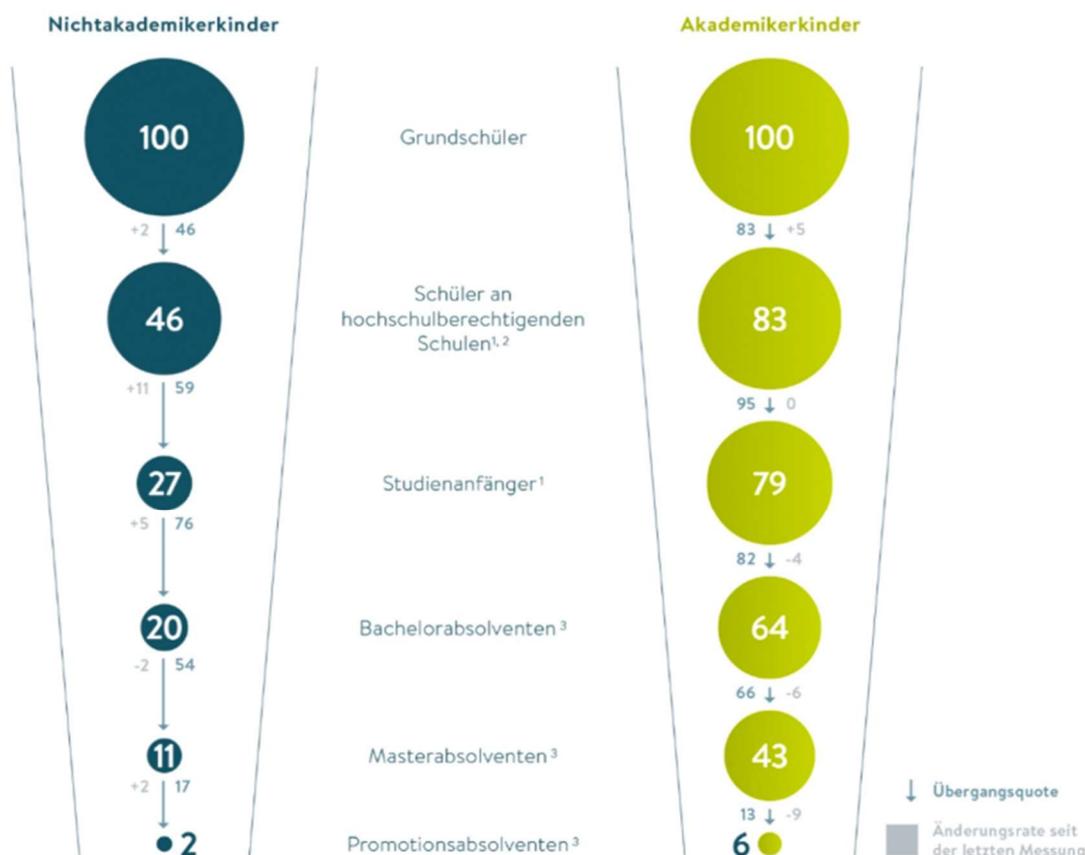
„Haben Nichtakademikerkinder erst einmal ein Hochschulstudium aufgenommen, sind sie in vielen Fällen ähnlich erfolgreich wie Akademikerkinder.“

Allerdings bleibt es dabei: Die Schere geht noch weit auseinander:

„Die soziale Herkunft entscheidet noch immer maßgeblich über den Bildungserfolg eines Kindes. Nur 27 Prozent der Grundschülerinnen und -schüler aus einem Nichtakademikerhaushalt beginnen später ein Studium. Bei Akademikerkindern sind es 79 Prozent.“

ABBILDUNG 1: BILDUNGSTRICHTER: GRUNDSCHULE - STUDIUM - PROMOTION

Anzahl der Grundschulkindern von 100 Grundschulkindern, welche die nächste Bildungsstufe erreichen, sowie Übergangsquote und Änderungsrate seit der letzten Messung in Prozent, nach Bildungshintergrund der Eltern



Lesehilfe: 27 von 100 Nichtakademikerkindern beginnen mit einem Studium, elf von 100 Nichtakademikerkindern erwerben den Mastertitel, zwei den Dokortitel

¹ Gymnasium, integrierte Schulen, Förderschulen und berufliche Schulen, die Hochschulzugang ermöglichen

² Nichtakademikerkinder bezieht sich auf sozioökonomischen Status niedrig; Akademikerkinder bezieht sich auf sozio-ökonomischen Status hoch; für jeden Schüler wird ein Index für den höchsten beruflichen Status der Familie gebildet; Index basiert auf Daten zu Einkommen und Bildungsniveau unterschiedlicher Berufe; gegenübergestellt werden 25 Prozent der Schüler mit höchsten Indexwerten (hoch) und 25 Prozent mit niedrigsten Indexwerten (niedrig); Datenstand 2016

³ Nichtakademikerkinder: kein Elternteil mit Hochschulabschluss; Akademikerkinder: mindestens ein Elternteil mit Hochschulabschluss, Datenstand 2019

(Abbildung aus dem "Diskussionspapier", [hier](#) Seite 4)

Unter der Überschrift „Mentale Barrieren“ wird eine Hürde, auf die diese Gruppe bei ihrem Bildungsweg stößt, wie folgt beschrieben:

„Weniger Erfahrungswerte im unmittelbaren Umfeld lassen die Herausforderungen des Studiums für Nichtakademikerkinder oftmals bedrohlicher wirken. Fehlende Rollenvorbilder führen dazu, dass sich Nichtakademikerkinder ein Studium seltener zutrauen.“

Eine weitreichende Herausforderung, die die Pandemie für die nichakademisch Aufgewachsenen bereithält, wirft auch ein allgemeines Schlaglicht darauf, wie unterschiedlich sich Corona auswirken kann:

„Viele Erststudierende (unter den Nichtakademikerkindern, die Red.) haben wenige (beziehungsweise keine) Bezugspersonen, die studiert haben. Für sie ist die Interaktion mit anderen Studierenden und Lehrpersonal umso wichtiger.

(Der Mangel an Kontakten, die Red.) führt in der Praxis oftmals zu Informationsdefiziten und mentalen Barrieren: Erststudierende verlieren den Anschluss und fühlen sich nicht zugehörig.“

Stifterverband und McKinsey führt das unter anderem zu der Forderung, mehr auf „bereits erfolgreiche Buddy- und Tandemprogramme (für Nichtakademiker- und Akademikerkinder)“ zurückzugreifen – allerdings nur, wenn es darum geht, Erststudierenden den Einstieg ins Studium zu erleichtern.

„Für den Schulalltag“ empfehlen beide Organisationen, „bestehende Talent-Scouting-Programme an Schulen mit Kindern aus bildungsferneren Milieus“ auszubauen. Nach allem, was die Verhaltensökonom/innen um Armin Falk herausgefunden haben, mag das erstaunen. Immerhin hatte deren Langzeitstudie belegt, dass benachteiligte Grundschul Kinder durch Freizeit-Mentoring besser den Sprung auf das Gymnasium schaffen (siehe Telemachos Nr. 23 [hier](#)).

Auf Nachfrage von Telemachos hieß es von Stifterverband und McKinsey, in späteren Publikation werde man sich genauer mit diesem frühen Übergang auseinandersetzen, hier habe man den Fokus zunächst bewusst auf den Zugang zur Hochschule gelegt.

Last but not least

... rudern wir zurück. Eigentlich wollten wir dieses Jahr den "Telemachos" renovieren, aber das schaffen wir nicht mehr, dafür kommt der Relaunch nächstes Jahr - und im Dezember nochmals eine weitere Ausgabe wie gewohnt.

[Impressum](#)

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Jasmin Azar, Sarah Bloesy, Rebekka Meyer, Bernd Schüler
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler
Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler
Mail an die Redaktion: telemachos@kipa-berlin.de
Foto: privat

Foto: Mentoring.org. Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



Gefördert vom:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

[nach oben](#)

